

SUSANNE JUNG

BESSER  
LEBEN  
MIT DEM  
TOD



*oder*

*Wie ich lernte  
Abschied zu nehmen*



Klett-Cotta

SUSANNE JUNG  
mit  
Nataly Bleuel

BESSER  
LEBEN  
MIT DEM  
TOD

*oder  
Wie ich lernte  
Abschied zu nehmen*



Klett-Cotta

# Impressum

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Besuchen Sie uns im Internet: [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

## **Klett-Cotta**

© 2013 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung  
Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Cover: Rothfos & Gabler, Berlin

Fotos Schutzumschlag: fotolia © terex (scarlet rose)

Steve Gorton / gettyimages (Kissen)

Datenkonvertierung E-Book: le-tex publishing services  
GmbH, Leipzig

Printausgabe: ISBN 978-3-608-94745-8

E-Book: ISBN 978-3-608-10492-9

Dieses E-Book entspricht der 1. Auflage 2013 der  
Printausgabe

*Der Tote lag da, wie Tote immer liegen, besonders schwer, leichenhaft, mit seinen erstarrten Gliedern im Sarge versinkend, den für alle Zeit geneigten Kopf auf dem Kissen, und streckte, wie das die Toten immer tun, die wachsgelbe Stirn mit den kahlen Stellen auf den eingesunkenen Schläfen und die spitze Nase vor, die auf die Oberlippe zu drücken schien. Er hatte sich sehr verändert, war noch mehr abgemagert, seit Pjotr Iwanowitsch ihn zuletzt gesehen hatte, aber wie bei allen Toten war sein Gesicht schöner, vor allem bedeutender, als es bei Lebzeiten gewesen war. Auf dem Gesicht lag ein Ausdruck, als wäre getan, was getan werden mußte, und zwar richtig getan. Außerdem lag in diesem Ausdruck noch ein Vorwurf oder eine Mahnung an die Lebenden.*

Leo Tolstoi

# INHALT

## DER TOD IN MEINEM LEBEN

Der verschwiegene Tod

*Die Frau, die nichts vom Tod wissen sollte*

Tote, die verschwinden

*Der Mensch, der in eine Black Box kam*

Warum ich die Todesangst verdrängte

*Die Frau, die vor dem Tod floh*

Ein bewusster Umgang mit dem Tod

*Die Frau, die morgens noch lebte*

Wie der Tod das Leben meines Bruders ruinierte

*Der Mann, der starb, bevor er tot war*

Der Tod als Erlöser

*Die Frau, die der liebe Gott vergessen hatte*

Warum ich schließlich auf den Tod zuging

*Die Frau, die der Angst begegnete*

## DER TOD IM LEBEN DER ANDEREN

Wie ich Bestatterin wurde  
*Kinder, die nicht leben*

Das ungelebte Leben betrauern  
*Der Junge, der sich das Leben nahm*

Vom natürlichen Umgang mit dem Tod  
*Der Mensch, bei dem der Tod eintrat*

Wie ich Menschen begleite  
*Der Mann, der seiner Frau den Abschied raubte*

Was nicht zu wissen, aber zu spüren ist  
*Der Mann, der immer noch da war*

Die letzten Liebesdienste  
*Die Frau, die den Himmel aufriss*

Die Angst vor der Leiche  
*Das Mädchen, das zu schön war, um tot zu sein*

Für und wider Organtransplantationen  
*Die Frau, deren Herz vergeben wurde*

Regeln und Gesetze  
*Die Frau, die mit ihrer Schwester tauschte*

Der Symbolwert von Bestattungen  
*Die Frau, die den Streit mit ins Grab nahm*

Was hinter den Kulissen geschieht  
*Der Mann, der seinem Freund ins Grab folgte*

Körperliche Reaktionen auf den Tod  
*Das Tier, das im Menschen ist*

## BESSER MIT DEM TOD LEBEN

Wie man zum Leben erwacht

*Der Mann, der nicht mehr tot sein wollte*

Wie ich einmal gelebt haben möchte

*Der Mensch, der mit den Vögeln sang*

Bücher, die ich schätze

Dank

DER TOD

*in meinem Leben*

# DER VERSCHWIEGENE TOD

*Die Frau, die nichts vom Tod wissen sollte*

Kaum jemand ruft mich gern an und die wenigsten Menschen sagen beim Abschied »Auf Wiedersehen« zu mir. Doch wenn ich ihnen sage, was ich bin – nämlich Bestatterin –, dann bestürmen sie mich mit Fragen. Sie wollen alles über den Tod wissen, und ich kann ihnen vieles erzählen. Allerdings war Bestatterin keineswegs mein Traumberuf seit Kindheitstagen, und ich wurde auch nicht in eine Bestatter-Familie hineingeboren. Ganz im Gegenteil, ich habe mich aufs Leben gestürzt – um dem Tod zu entkommen, weil ich nicht gelernt hatte, Abschied zu nehmen. Hier und jetzt will ich mit dem Tod beginnen. Denn ohne ihn lässt es sich nicht gut leben.

In einer Nacht vor fast 35 Jahren starb meine Mutter. Sie hatte Krebs. Einen Tag zuvor hatten wir es beide noch nicht gewusst. Ich war 19 Jahre alt, und mein Leben, wie es war und wie es hätte sein können, hatte ein Ende.

Meine Mutter war Antiquitätenhändlerin. Den Beruf hatte sie als junge Frau gelernt und seither immer von einem eigenen Geschäft in Berlin geträumt. 1970 erfüllte sie sich diesen Wunsch mit Hilfe meines Vaters, der einen Kredit aufnahm. Er war Ingenieur, fand dann aber auch großen Gefallen am Antiquitätenhandel. Meine Mutter war eine sehr leidenschaftliche Kunstliebhaberin und reiste regelmäßig nach England, um dort auf den Märkten Ware für ihr Geschäft zu erbeuten. Kaum war sie zurück, begann sie, die neuen Schätze zu dekorieren und die Geschäftsräume anders einzurichten. Sie hatte ein großes

Gespür und viel Empathie für Menschen. Wenn jemand zur Tür hereinspazierte, erkannte sie schnell, wie man mit ihm kommunizieren und umgehen musste. Viel mehr als das Kaufen und Verkaufen lagen ihr die Gespräche mit den Menschen am Herzen und oft kamen Kunden nur, um sich mit ihr zu unterhalten, in einer kultivierten, wenn auch käuflichen Umgebung. Sie hatte eine wunderbare Art, Geschichten zu erzählen und Menschen zum Lachen zu bringen, und sie war begierig auf gute Witze und Neuigkeiten.

Mein Bruder, der vier Jahre älter war als ich, wohnte im hinteren Teil unseres Antiquitäten-Ladens und war schon als Jugendlicher der Sammelwut verfallen, die unsere ganze Familie beherrschte. Deshalb beschäftigte er sich nur sporadisch mit seinem Physikstudium und umso mehr mit alten Korkenziehern oder Uhren, die er erstaunlich gut reparieren konnte.

Meine Mutter hatte oft über Magenschmerzen geklagt. Die Ursache waren Magengeschwüre, die nicht abheilten. Es war der Preis für einen viel zu unruhigen Lebensstil. Meine Mutter war 42 Jahre alt, als sie sich selbständig machte, und mit Haushalt, dem Geschäft und den vielen Handelsreisen blieb zu wenig Zeit für Entspannung.

Im Sommer 1977, als meine Mutter 50 war, kam es zu dramatischen Ereignissen. Unvermittelt, so schien es uns, brach sie zusammen und musste ins Krankenhaus gebracht werden: Sie hatte einen Magendurchbruch und musste sofort operiert werden. Der Arzt in der Klinik wollte sie nicht operieren: »Die Frau verblutet, da ist nichts mehr zu machen«, sagte er. Der Leiter der Klinik war ein Stammkunde meiner Mutter, ein Porzellansammler, der einsprang und sich durchsetzte: »Die Frau wird operiert!« Sie entnahmen ihr zwei Drittel des Magens. Das überlebte sie.

Bei der Operation wurde klar, dass meine Mutter an Krebs erkrankt war. Der Einzige, der es erfuhr, war mein

Vater. Gesagt hat er es uns nicht, meiner Mutter nicht, mir nicht, meinem Bruder nicht, meiner Oma nicht.

Niemandem. Damals war das nicht unüblich. Man meinte, so die Angehörigen und Freunde zu schonen. Mein Vater trug das Wissen um die tödliche Krankheit meiner Mutter allein mit sich herum. Er tat so, als sei alles in Ordnung - und wusste doch um die Zeitbombe, die da tickte.

Von der Zweidrittelresektion des Magens erholte sich meine Mutter relativ gut. Ein Jahr später, im Sommer, fuhr sie in den Urlaub, und als sie zurückkam, ging es ihr sehr schlecht. Seltsamerweise bekam sie eine Gelbsucht. Wir wunderten uns, mein Bruder und ich, aber wir waren auch sehr mit uns selbst beschäftigt. Ich hatte eine Lehre als Vergolderin begonnen, bei Werner Wormuth, einem Kollegen meiner Mutter, und war ausgezogen, in unsere Laden-Wohnung. Mein Bruder war nach London gegangen, um beim Auktionshaus Christie's einen Kurs in Fine Arts zu machen.

Weihnachten feierten wir mit meiner Mutter im Krankenhaus. Irgendwie schien alles in Ordnung und wir gingen davon aus, dass sie demnächst entlassen würde. Doch dann verschlechterte sich ihr Zustand derart, dass mein Vater beschloss, uns ins Bild zu setzen.

Mein Bruder war aus London angereist und sagte, er müsse mit mir reden. »Du, Susanne«, sagte er, »Mutti ist so krank, sie wird sterben.«

»Wie - jetzt?«

»Sie hat Krebs.«

»Wieso kann sie sterben? Ich versteh' das nicht!«

Ich war fassungslos. Und dann wurde mir klar: Ich war die ganze Zeit belogen worden. Mein Vater hatte es gewusst. Jetzt erst hatte er es meinem Bruder erzählt. Und beide trauten sich nicht, es meiner Großmutter zu sagen.

Ich setzte mich sofort ins Auto und fuhr zu meiner Großmutter nach Lichtenrade. Ich klingelte, sie öffnete die

Tür, wir setzten uns an den Tisch und ich sagte: »Du, Mutti ... kommt nicht wieder. Die Ärzte sagen, sie muss sterben.«

Meine Großmutter sah mich an, trommelte mit den Fäusten auf mich ein und rief nur: »Nein! Nein! Nein!«

Ich saß da und sagte: »Ich kann es doch nicht ändern. Was soll ich denn machen?«

Das war am 11. Januar. Da war mir noch nicht klar, dass meine Mutter am nächsten Tag tot wäre.

Mein Vater und mein Bruder wussten natürlich, dass ich es meiner Großmutter sagen würde. Aber sie sagten ausdrücklich, dass ich es unserer Mutter nicht sagen dürfe. Es war ein Verbot. Mein Vater meinte: »Sie würde das nicht verkraften.«

Nachmittags saß ich bei meiner Mutter am Bett. Mütter kennen ihre Kinder und meine Mutter wusste, dass ich in unserer Familie die Starke war. Also sah sie mich an und sagte: »Sanne, sag mir die Wahrheit: Muss ich sterben?«

Ich dachte: Ich darf es ihr nicht sagen. Sie würde es nicht verkraften. Sie wird sterben. Das ist nicht zu verkraften. Was ist da noch zu verkraften, wenn sie tot ist? Aber ich darf ihr die Wahrheit nicht sagen!

Ich schlug die Augen nieder, blickte auf den Boden und flüsterte: »Nein.« Und wusste: Sie weiß, dass ich lüge.

Dann fuhr ich nach Hause. Luft holen. Da rief meine Mutter gleich wieder an und fragte: »Kannst du heute Nacht bei mir bleiben?«

»Ja, ich komme«, sagte ich und zu meiner besten Freundin, dass ich leider nicht mit ihr ausgehen könne. Dann fuhr ich wieder in die Klinik.

Sie bekam schlecht Luft. Heute weiß ich es, damals wusste ich es nicht: Bei Lungenkrebs bildet sich oft Wasser in den Lungen und der Kranke bekommt kaum Luft. Atemnot macht Angst, panische Angst.

Also sagte meine Mutter: »Ich krieg' keine Luft, lass mich sitzen.« Ich setzte sie auf. Dann sagte sie: »Das strengt an, ich will liegen.« Ich legte sie tiefer. Da bekam sie wieder

keine Luft. Also setzte ich sie wieder auf. Legte sie wieder hin. Setzte sie auf. Legte sie hin. Setzte sie auf. Legte sie hin.

Das ging so stundenlang. Aufsetzen, Hinlegen, Aufsetzen. Das zermürbt und das ist es, was viele Angehörige erleben; das kenne ich mittlerweile aus meiner Zeit als Sterbebegleiterin. Viele Angehörige machen das aber nicht nur eine Nacht lang, sondern Wochen und Monate. Schließlich ist die gesamte Verfassung so jämmerlich, dass manchmal die Nerven durchgehen.

Irgendwann sagte meine Mutter: »Ich will jetzt meinen Mann anrufen.« Ich hätte eine Null vorwählen müssen, um aus dem Krankenhaus herauszukommen. Das war mir nicht klar. Ich versuchte also, meinen Vater anzurufen, vom Zimmertelefon aus, aber es ging nicht. Ich sagte: »Ich kann ihn nicht erreichen.« Dann sagte meine Mutter: »Ich will mit meiner Mutter sprechen.« Ich wählte die Nummer meiner Großmutter. Und kam wieder nicht durch, weil ich diese Null nicht vorgewählt habe.

»Die erreiche ich auch nicht.«

»Dann ist es auch egal«, sagte sie.

Ich hielt ihre Hand, ich hielt sie und mich fest. Sie blickte mich an. Und ihre strahlend blauen Augen blieben weit offen.

In dem Moment kam der Arzt ins Zimmer und sagte zu mir: »Würden Sie bitte einen Augenblick rausgehen.«

Als er herauskam, sagte er: »Kann ich mal mit Ihnen sprechen?« Er schob mich in sein Dienstzimmer.

»Was ist denn?«

»Ihre Mutter ist soeben gestorben.«

Darauf sagte ich sehr sachlich: »Dann hat sie es jetzt hinter sich.«

Meine Antwort – als 19-jähriges Mädchen! Man steht in einem solchen Moment völlig neben sich und versteht gar nichts. Ich ging wieder in ihr Zimmer, innerlich völlig leer. Stellte mich an ihr Bett und sagte: »Weißt du, Mutti, ich

verspreche dir, ich werde mich um alles kümmern, ich werde auf meinen Bruder aufpassen, es wird schon alles gut werden.«

Meine Mutter ist so einsam gestorben, sie konnte sich in ihrer Angst niemandem mitteilen. Stattdessen haben wir sie alle angelogen, im Glauben, es sei besser so.

Dort, am Totenbett, kamen diese bitteren, die vertrackten Gefühle auf. Ich hatte meiner Mutter ein Versprechen gegeben. Solche Versprechen sind fatal, denn sie erscheinen bindend. Und die vertrackten Gefühle verstärkten sich, je älter ich wurde und je mehr ich begriff, was geschehen war. Wie einsam wir diese Frau haben sterben lassen. Wie wenig wir verstanden hatten.

Es war nicht Trauer, was ich fühlte, die kam später.

Es war Schuld: Ich hatte ihr nicht die Wahrheit gesagt. Ich hatte ihr nicht geholfen. Ich hatte sie »schonen« sollen, weil sie die Wahrheit »nicht verkraften« würde.

Es war Scham: Angelogen hatte ich sie, meine eigene Mutter, die von mir die Wahrheit erwartet hatte und den Mut, sie auszusprechen. Was für eine Enttäuschung, wie beschämend.

Es ist Reue: Hätte ich den Mut gehabt, hätte ich die Wahrheit gesagt, hätte ich doch nicht getan, was von mir erwartet wurde, hätte ich nach meinen Gefühlen gehandelt und sie gezeigt!

Schuld, Scham und Reue sind nagende Gefühle, die sich auf etwas beziehen, das in der Vergangenheit liegt. Man kann es nicht ungeschehen machen. Deshalb ist es so wichtig, im Tod Frieden zu finden. Nicht nur als Sterbender, auch als Hinterbleibende.

Meine Mutter hatte Hilfe von mir erhofft. Während des Tages hatte sie gesagt: »Sind die Koffer gepackt?« Da war ich verduzt gewesen und hatte gesagt: »Wo willst du denn hin?« Ich verstand nichts. Heute ist es mir klar, weil ich diese und ähnliche Fragen von anderen Sterbenden gehört habe. Der Sterbende weiß instinktiv, dass er sich

verabschieden muss. So kommen die Menschen auf Bilder von Reisevorbereitungen, Koffern oder bereits gestorbenen Menschen, die einen nun abholen. Ich hätte sagen können: »Ja, deine Koffer sind gepackt, alles ist vorbereitet.« Das hätte sie beruhigt und ihr die Gewissheit gegeben, dass sie loslassen kann. Sterbende wissen sehr oft, dass der Zeitpunkt zum Sterben gekommen ist. Doch Angehörige wollen es nicht wahrhaben und sprechen von Genesung. Das ist herzlos gegenüber den Sterbenden, und genauso gnadenlos gegenüber uns selbst – denn wir könnten diese letzte wichtige Zeit füreinander nutzen.

Später in der Nacht fuhr ich zu meinem Vater, klingelte, er öffnete die Tür und fragte: »Was ist denn?«

»Mutti ist gestorben.«

Mein Bruder war zurück nach London geflogen. Ich rief ihn am Morgen an, er müsse sofort zurückkommen. Dann fuhr ich nach Hause, zu meinem Freund, er war ein angehender Theologe. Ich fing an zu weinen, ich heulte – und da sagte er zu mir: »Jetzt reiße dich zusammen!«

Am nächsten Morgen sah ich auf meine Armbanduhr. Sie war stehengeblieben: um fünf vor zwölf. Meine Mutter war zwischen viertel vor und zwölf Uhr nachts gestorben, während ich ihre Hand hielt. Diese Uhr habe ich noch heute, aber ich habe sie nie wieder getragen.

Am Morgen kam mein Bruder zurück. 1979 hatten wir einen sehr kalten Winter, der Schnee lag hoch und man kam nur mühsam durch die Stadt. Alles ging so langsam. Ich weiß noch, dass ich dachte: Wie seltsam – da draußen geht das Leben weiter, dabei ist doch meine Mutter gestorben! Das kann doch nicht sein?

Wir gingen dann zum nächsten Bestatter um die Ecke. Wir hatten keine Vorstellung von dem, was jetzt geschehen sollte oder was wir tun mussten. Der Angestellte im Bestattungsunternehmen hatte es mit uns bestimmt nicht leicht. Wir fanden das Prozedere absurd und verhielten uns auch so. Es war noch keine zwei Tage her, da hatte mein

Bruder mir eröffnet, dass meine Mutter sterben würde, und jetzt stand ich in diesem plüschigen Geschäft mit den sonderbarsten Waren: Säрге, Kerzenständer, Sterbehemden. Aufgebahrt wurde meine Mutter nicht. Ich hatte mich von ihr im Krankenhaus verabschiedet. Was dann mit ihr geschehen war, wusste ich nicht. Das und anderes würde der freundliche Herr vom Bestattungsinstitut für uns erledigen – wir waren »entlastet«. Ich habe das nicht in Frage gestellt, ich wusste es ja nicht besser und vielleicht hätte ich mich auch vor der Toten gefürchtet.

Für mich war das alles zu viel. Mein Verstand begann zu streiken. Ich konnte mit den Ereignissen nicht Schritt halten und fühlte mich wie in einen seltsamen Traum versetzt. Die Zeit ging mir verloren. Unser Körper sorgt in Krisen dafür, dass wir am Leben bleiben. Er schüttet Hormone aus und die Gefühle wirken wie gedämpft. Man spürt sie nicht, doch sie sind nicht weg, sondern im Untergrund, abgespalten. Ich war traumatisiert. Ein Trauma entsteht nur, wenn man unvorbereitet und ahnungslos in eine Katastrophe schlittert. Genau das erlebte ich in dieser Zeit – ich funktionierte und tat, was notwendig war, doch ich fühlte nicht. In meinem Kopf hatte ich eine Fluchttür entdeckt: Ich machte mir vor, dass meine Mutter auf einer ihrer vielen Geschäftsreisen war, sie würde schon wiederkommen. Auf diese Weise hielt ich die Wahrheit von mir ab. Das ist erstaunlich lange gut gegangen.

Zum Tag der Beerdigung reisten viele Familienmitglieder an und es herrschte ein ziemliches Durcheinander. Viele Leute weinten und brachten kaum ein Wort heraus, manche redeten um des Redens willen, es kam mir banal und hohl vor. Ich stand neben mir, der gesamte Tag liegt auch in meiner Erinnerung wie in einem Nebel. Die Kirche war voll bis auf den letzten Platz, denn meine Mutter war bekannt und beliebt gewesen. Vorn neben dem Sarg, in dem meine

tote Mutter lag, stand ein Pfarrer und redete. Seine Worte zogen an mir vorbei, meine Mutter war nie in die Kirche gegangen. Als die Feier vorüber war, nahmen die Träger den Sarg und trugen ihn hinaus. Wir liefen hinterher, einen Weg hinunter, an fremden Gräbern vorbei. Doch dann marschierten die Träger an unserer Familiengrabstelle vorbei. Sie war völlig unberührt, keine Gruft war ausgehoben. Die Träger gingen weiter - zu einem anderen »Gehrke«. Es gab zwei Gräber mit diesem Namen auf dem Friedhof. Und da hinein ließen sie den Sarg mit meiner Mutter. Ins falsche Grab. Keiner sagte etwas, es wäre zu peinlich gewesen. Der Pfarrer sprach das Gebet und jeder warf seine drei Hände voll Sand und verbeugte sich. Eine endlose Reihe von Menschen zog an mir vorbei, sie gaben mir die Hand und kondolierten. Die meisten kannte ich nicht. Und irgendwie war mir nicht klar, wieso sie mir ihr Mitgefühl aussprachen.

Dann gingen wir nach Hause. Dort empfingen wir die Gäste zum Leichenschmaus, in Berlin traditionell Kaffee und Blechkuchen. Am Nachmittag wurde meine Mutter ein zweites Mal beerdigt - im richtigen Grab. Ich konnte nicht mitgehen, denn schon die erste Beerdigung war mir wie eine Inszenierung vorgekommen, falsch und unwirklich.

Meiner Mutter jedoch hätte diese Bestattung gefallen. Es wäre eine von den erstaunlichen Geschichten gewesen, die sie so gern zum Besten gab.